

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg.; bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunden: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer freitags 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Zum Münchener Parteitage.

\* Leipzig, 13. September.

Zum dreizehnten Male seit Erlöschen des Sozialistengesetzes, und zum ersten Male in einer bayerischen Stadt, tritt morgen der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie zusammen. Wir begrüßen ihn in der Hoffnung, daß seine Beratungen und Beschlüsse die große Sache der Arbeiterklasse fördern werden.

Soweit bisher in der Parteipresse über den voransichtlichen Charakter dieses Parteitags gesprochen worden ist, wird ihm ein geschäftsmäßiger und ruhiger Verlauf prophezeit. In der That liegt von Fragen, die innerhalb der Partei zu lebhaften Auseinandersetzungen geführt haben, nur das bayerische Wahlrechtskompromiß vor. Darüber wird ohne Zweifel auch gestritten werden, aber zunächst handelt es sich um eine Thatsache, die nicht mehr rückgängig gemacht werden kann; auch wird der Umstand, daß der Parteitag gerade in München tagt, ausgleichend wirken, wenn nicht auf den Inhalt, so doch auf den Ton der Debatte.

Die Münchener Genossen sagen in der trefflichen Festschrift, die sie den Mitgliedern des Parteitags gewidmet haben, daß die Bayern sich ungern in die Angelegenheiten anderer Leute mischen, aber sich ebenso ungern von anderen Leuten in ihre Angelegenheiten dreinreden lassen. Wir verstehen ihren zarten Sinn, aber so einfach ist die Sache doch nicht abgethan. Die in dem bayerischen Wahlkompromiß festgelegte Taktik ist so wenig eine bayerische Angelegenheit, wie die Parteigenossen des außerbayerischen Deutschlands andere Leute sind. Stillschweigend kann und wird der Parteitag an einem so auffallenden und die bisherige Taktik der Partei so schwer erschütternden Vorgange, wie dem bayerischen Wahlrechtskompromiß, nicht vorbeigehen, aber einen allzu großen Umfang wird diese Verhandlung kaum annehmen, zumal da unter den bayerischen Genossen selbst eine lebhafteste Agitation gegen die Taktik der Landtagsfraktion im Gange ist.

Daß sich an diesen inneren Parteistreit eine allgemeine Debatte über die sonstigen Differenzen innerhalb der Partei schließen wird, glauben wir nicht, und in keinem Falle wünschen wir es. Wären diese Differenzen durch einen Parteitag zu schlichten, so käme es uns selbst auf eine vierwöchentliche Debatte nicht an, aber da sie nun einmal auf diesem Wege nicht aus der Welt zu schaffen sind, so wäre es selbst um eine vierstündige Debatte schade, falls sie daran gewandt würde. Die Parteitage in Stuttgart, Hannover und Lübeck haben darüber eindringliche Lehren genug ge-

geben. Der Streit ist sofort wieder aufgelebt, kaum daß man ihn geschlichtet zu haben glaubte, woraus wir unseren theoretischen und taktischen Widersachern in der Partei so wenig einen Vorwurf machen, wie wir geneigt sind, uns darüber einen Vorwurf machen zu lassen. Solche Gegensätze, die aus der historischen Entwicklung heraus erwachsen sind, müssen ausgefochten und ausgelebt werden, dann werden sie auch in ihrer letzten Wirkung zur Kräftigung der Partei führen. Wirkliche Gefahren, die Gefahr der Spaltung oder die Gefahr der Versumpfung, können nur entstehen, wenn man versucht, solche historisch entstandenen Gegensätze par ordres du musti zu ersticken oder auf leisen Sohlen an ihnen vorbeizuschleichen.

Ohnehin berühren sie in keiner Weise die Hauptaufgabe, die dem Münchener Parteitag gestellt ist, die Mobilmachung für die Reichstagswahlen des nächsten Jahres. Ueber die Notwendigkeit, die äußerste Kraft der Partei anzuspannen, um die Volksmassen zum Vernichtungskampfe gegen die Brotwucherer aufzurütteln, besteht natürlich nicht die geringste Meinungsverschiedenheit innerhalb der Partei, und in dieser Hauptaufgabe des Münchener Parteitags werden seine Verhandlungen sicherlich nur erhebende Eindrücke bieten. Hoffentlich werden diese Eindrücke nicht dadurch geschwächt, daß die etwaige Rüstung für die preussischen Landtagswahlen mit den unbedingt notwendigen Rüstungen für die deutschen Reichstagswahlen irgendwie verquittet wird. Allerdings, wenn der allgemeine Parteitag auch die nächsten preussischen Landtagswahlen vorbereiten soll, so müßte es in München geschehen, aber man überläßt die Sache besser einem preussischen Parteitag, nicht um irgendwelcher separatistischen Gelüste willen, sondern aus dem praktischen Grunde, weil in München anderes und, wie wir meinen, besseres zu thun ist, als die verzweifelte und verzwickte Frage zu lösen, wie sich die Partei an den preussischen Dreiklassenwahlen beteiligen soll.

Man mag die Anwesenheit einiger sozialdemokratischer Geheite in dem Karpsfenteiche des preussischen Landtages noch so hoch einschätzen — gegenüber der Frage, ob es endlich gelingt, in den Reichstagswahlen gegen das Land- und gegen das mit ihm versippte Schlotjunkerthum einen entscheidenden Schlag zu führen, ist sie von verhältnismäßig geringer Bedeutung. Es wäre eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, die Macht dieser Gegner zu unterschätzen, einer Macht, die aus der politischen Versumpfung noch immer allzu breiter Volksmassen unerschöpflich neue Nahrung zieht. Hier hat die Partei den letzten Hauch anzuspannen, wenn sie den nationalen Interessen gerecht werden will, die in diesem, wie in jedem anderen Falle sich mit ihren eigenen Interessen

decken. Keine der bürgerlichen Parteien, die sich dem Brotwucher noch widersetzen, kann auch nur entfernt eine Kraft entwickeln, die den Kampf mit der geringsten Aussicht auf Erfolg zu beginnen im Stande wäre; ja sie alle zusammen vermögen es nicht einmal. Die deutsche Sozialdemokratie ist die einzige Macht, die eine beispiellose Auspflünderung des Volkes noch hindern, den Brotwucherern noch in den drohend erhobenen Arm fallen, die Gegenwart und Zukunft der Nation noch retten kann; eine historische Verantwortlichkeit von unerträglichem Wichte würde auf ihr lasten, wenn sie dieser Aufgabe, die gebieterisch heischend an sie herantritt, nicht gerecht würde.

Aber sie wird ihr gerecht werden, und der Münchener Parteitag wird das Signal geben zu einem politischen Kampfe, wie er in ähnlicher Weise in der deutschen Geschichte noch nicht dagewesen ist, selbst nicht einmal in den Zeiten des Sozialistengesetzes. In diesen glorreichen Jahren kämpfte die Partei um ihr Leben; warum sie jetzt kämpft, das ist — wir wiederholen es — das Leben der Nation. Der Sieg der Brotwucherer wäre nicht nur die materielle Auspöterung der Massen; in seinen Konsequenzen würde er wie ein verheerender Hunnenzug über alle Gebiete deutscher Kultur fahren. Unter dem Hungerjoch einer verbohrtten rückständigen Klasse kann sich kein modernes Leben entfalten.

Neben dieser Hauptaufgabe des Parteitages treten die anderen Punkte seiner Tagesordnung verhältnismäßig zurück. Wir brauchen darauf, um so weniger einzugehen, als darüber an dieser Stelle in einer Reihe von Artikeln gehandelt worden ist. An reichlicher Arbeit wird es in München nicht fehlen, und so auch nicht an einem reichen Erfolge. Mit einem herzlichen Glückwunsch begrüßt die deutsche Arbeiterklasse den Zusammentritt ihres Parlaments.

## Politische Uebersicht.

Immer noch nicht handelskeins.

Der Sozialistenwurf des Grafen Bülow hat wenig Freunde. Die Agrarier wollen ihn nicht, und die übergroße Mehrheit der Industrie will ihn erst recht nicht. Die Mehrheit der Reichstagskommission schiebt ihm ablehnend gegenüber, und die Regierung selbst behandelt ihre Vorlage mit staatsmännischer Zurückhaltung. Da wirkt es denn erfreulich, wenn sich ein Häuflein unheimlicher Freunde des Entwurfs einstellt, um dieses Schöpfungswunder anzustarren und das schöne Ebenmaß seiner Glieder zu lobpreisen, das allerorts als ein abschreckend häßlicher Wechselbalg ausgeschrien wird. Der Centralverband der Industriellen hat diese Woche in Düsseldorf getagt und sich mit bitterlicher Bitterkeit für sein Kind erklärt. Der Centralverband

## Seuiletton.

66] (Nachdruck verboten.)

### Das tägliche Brot.

Roman von Klara Wiebig.

Während das Brautpaar, von Vater Reschke und Herrn Wartuschewski, als Zeugen, geleitet, auf dem Standesamt war, erschien Bertha. Sie brachte Kranz und Schleier mit. Frau Reschke prüfte mit Kennerblick den Kranz: „Ne, Berthchen, aber sehr niedlich! Als wenn er künstlich thäte sein!“

„Das is er ja auch,“ sagte Bertha stolz, „sehn Se: Wachs!“ Und ließ Frau Reschke die fingergliedlangen, wächsernen Orangenblütenknospen fühlen, die mit glänzenden grünen, gewachsenen Blättern zu einem handhohen Diadem gewunden waren. Nun kannte die Bewunderung keine Grenzen — künstlich! „Trotzartig, Berthchen, trotzartig! Wie Sie nobel sind!“

Als Mine zurückkam, sollte sie gleich ausprobieren, aber, sehr rot werdend, nahm sie rasch den Kranz wieder herunter. „Ne, ne.“

Da fuhr die Schwiegermutter auf: „Nanu, was 's denn los? Zu hässlich, Du willst nich? So wat Scheenet, so wat trotzartig Reschkevollet!“

„Ne, er kommt mer nich zu,“ sagte Mine leise und schlug den Blick nieder.

„Nanu wird's Tag! Wer sind doch nich uf'n Dorfe, mank de alten Moden?! Wer sind in de Stadt, bei uffklärte Leute. Natürlich seht sie ihm uf; wat sollen denn sonst de Leute denken?“

So saß denn Mine jetzt in ihrer neuen Wohnung und ließ sich von Bertha schmücken.

Die beiden Freundinnen waren allein in der Stube, Arthur war auf Mines Bitten gegangen, um sich rasieren und das Haar schneiden zu lassen, so stoppelig und zottelig sollte er doch nicht vor den Altar treten.

Mine saß regungslos, während Bertha ihr mit der Brennschere auf dem Kopf herum arbeitete und dabei in einem fort schwagte: „Das Haarbrennen hab ich bei der Schmeltana gelernt, aus'm ff. Wenn ich nich so'n Pech hätte, könnt ich bei 'ner Gräfin als Jungfer sein. Na, bei der Schmeltana, da kriegt eine schon was zu sehen! Manchmal muß ich mer tod-lachen — nicht richtig lesen und schreiben konnt se, aber seid'ne Hemden, seid'ne Hosen und seid'ne Unterröcke. Niesig nobel! Eigentlich war se ganz nett, manchmal waren mer wie de Schwestern, un dann erzählte se mer alles. Aber wenn se denn ihre Mucken freigte, wurd ich ooch tüd'sch; von so eine wird man sich doch nicht gefallen lassen! Denn brannt ich se kein Frisieren gehörig mit de Brennschere. Halt doch still, Mine!“

Ihre flinken Finger zupften hier und zupften da, das straffe Haar der Braut war schwer zu käufeln. Der Geschicklichkeit Berthas gelang es aber doch; wenn es auch ein wenig verbrannt roch, halb sträubte es sich in einem Lockenwust um Stirn und Schläfen. Nun noch den ellenlangen Schleier befestigt; dann den Kranz.

„Fertig,“ sagte Bertha wohlgefällig und half der Braut in die Taille des schwarzwollenen Kleides. Das war noch dasselbe, das sich Mine ein Jahr vor Fridchens Geburt angeschafft; es war noch so gut wie neu, nur an den jetzt doch ausgelassenen Nähten zeigte es blanke Stellen.

Grete brachte Fridchen, die sollte auch fein gemacht werden. Das Kind schrie, als sich ihm die Mutter mit dem fremdartigen Kopfpuz entgegen neigte.

Auch Bertha machte Toilette; in einem Karton hatte sie ihren Hochzeitsstaat mitgebracht: ein elegantes, weißwollenes Kleid, noch von der Schmeltana stammend, mit viel Spitzen und langwallenden Seidenbändern. Sie trippelte gerade mit bloßen Schultern, im gestickten Unterrock, in fein gewebten Strümpfen und ausgeschnittenen Lackschuhen, um den gedeckten Tisch, als Arthur wiederkam. Er betrachtete sie mit großen Augen — die hätte eine schöne Braut abgegeben!

Um dreiviertel zwei war die Trauung. Frau Reschke hatte auf einer Kirchlichen bestanden; alle feinen Leute machten es so: erst standesamtlich, dann kirchlich. Und dann auch nicht eine Trauung in der Schummerstunde mit Gott weiß was für Volk zusammen, nein, eine für sich ganz allein, am helllichten Mittag; über die paar Mark, die das extra kostete, kam man wohl auch noch weg. Und das mußte man ja auch rechnen, daß Fridchens Taufe, bei der allgemeinen Taufe um zwei Uhr, gar nichts kostete. Das Kind konnte schon „im Nummel mit abgemacht werden“, da kam's nicht darauf an; und bequem war es, auf die Weise gleich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, das lästige zweimal in die Kirche laufen fiel so weg.

Bald nach eins schon kam die Brautkutsche; Mutter Reschke hatte sie für ihren Arthur bestellt. Sämtliche Kinder der Nachbarschaft und auch viele Erwachsene umlagerten das Thor und gafften neugierig, wie das Brautpaar im Fond, Bertha mit Fridchen auf dem Rücksitz, Platz nahmen.

Während sie nach der Lutherkirche rollten, sprach Mine kein Wort, auch Arthur nicht. Sie sah unentwegt in ihren Schoß; er blickte zum Fenster hinaus und rückte an dem vom Vater entlehnten Cylinder.

An der Kirche wurden sie von ihren Angehörigen